

Reihe  
Germanistische  
Linguistik

283

Herausgegeben von Armin Burkhardt, Heiko Hausendorf,  
Damaris Nübling und Sigurd Wichter

*Angelika Linke / Helmuth Feilke (Hgg.)*

## Oberfläche und Performanz

Untersuchungen zur Sprache  
als dynamischer Gestalt

Max Niemeyer Verlag  
Tübingen 2009



Reihe Germanistische Linguistik  
Begründet und fortgeführt von Helmut Henne, Horst Sitta und Herbert Ernst Wiegand

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-484-31283-8      ISSN 0344-6778

© Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2009  
Ein Imprint der Walter de Gruyter GmbH & Co. KG  
<http://www.niemeyer.de>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.  
Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck und Bindung: AZ Druck und Datentechnik, Kempten

*Vilmos Ágel*

## Strukturelle Offenheit mit Verstehenspräferenzen

### Plädoyer für eine Neuorientierung in der Erforschung globaler Ambiguitäten

#### 1 Tiefe: syntaktische Mehrdeutigkeit

In einem Sammelband, der die Tiefe der Oberfläche und die Kompetenz zur Performanz ausloten möchte, bietet sich für einen Grammatiker das Thema der syntaktischen Mehrdeutigkeit geradezu ideal an – einerseits aus grammatiktheoretischen, andererseits aus grammatikmetatheoretischen Gründen. Auf diese Gründe komme ich gleich zu sprechen, vorher jedoch einige Beispieltypen, die in der Literatur diskutiert wurden, werden oder werden könnten:

- (1) Konrad ist nicht nach Hause gefahren, weil er Kopfweh hatte.  
(Keller 1995: 243)
- (2) Paul beobachtet das Mädchen mit dem Fernglas. (Dürscheid 1991: 2)
- (3) Ich habe langsam spielende Kinder umfahren. (Vater 2001: 47)
- (4) Sie fahren mit Abstand am besten.
- (5) alte Männer und Frauen (Eisenberg 1977: 38)
- (6) Flying planes can be dangerous. (Chomsky 1969: 36)
- (7) Der Besuch der alten Dame
- (8) Das Problem ist zu lösen. (Eisenberg 1977: 37)
- (9) Die Mutter sieht die Tochter. (Chomsky 1969: 163)
- (10) Das Gold ist geschmolzen.
- (11) Es klopft/schmeckt.

Bei diesen Beispielen handelt es sich um sog. global ambige Sätze bzw. Strukturen, deren potentielle Mehrdeutigkeit ohne Einbeziehung der Prosodie auch nach Abschluss des Satzes oder der Struktur bestehen bleibt. Im Gegensatz zu diesen wird bei sog. lokal ambigen Sätzen die inkrementelle Mehrdeutigkeit am Ende des Satzes aufgelöst:

- (12) a. Peter findet Maria schön.  
b. Peter findet Maria nicht.

Im vorliegenden Beitrag geht es ausschließlich um einige Typen globaler Mehrdeutigkeit. Im Vordergrund stehen dabei die Typen (10) und (11) und die Frage, wie die bestehenden Lesartenpräferenzen theoretisch zu interpretieren sind.

Bevor im Abschnitt 3, dem zentralen Teil des Beitrags, die Typen (10) und (11) untersucht werden, sollen im vorliegenden Abschnitt und im Abschnitt 2 allgemeine Fragen der Ambiguitätsdiskussion angesprochen werden:

- Grammatiktheoretisch geht es in etwa um die folgenden Fragen: Was sind eigentlich syntaktische Mehrdeutigkeiten? In welchem Sinne sind sie ‚syntaktisch‘ (und nicht auch prosodisch, semantisch oder pragmatisch)? Wo, wie und ‚wie tief‘ sind syntaktische Mehrdeutigkeiten in der grammatischen Beschreibung zu lokalisieren? Wie lassen sich syntaktische Mehrdeutigkeiten klassifizieren?
- Grammatikmetatheoretisch geht es um die Frage, wie Beschreibungsadäquatheit definiert und begründet wird.

Sowohl die grammatiktheoretische als auch die grammatikmetatheoretische Diskussion geht auf Noam Chomsky zurück. Ich zitiere den Locus classicus der grammatiktheoretischen Diskussion:

Wenn ein Satz wie *flying planes can be dangerous* in einem geeignet aufgebauten Kontext erscheint, wird ihn der Hörer sofort eindeutig interpretieren und seine Ambiguität gar nicht erst entdecken. Ja, er wird sogar die zweite Interpretation, wenn man sie ihm vorlegt, als gewollt oder unnatürlich zurückweisen (unabhängig davon, welche Interpretation er ursprünglich unter dem Eindruck des Kontexts gewählt hat). Dennoch ist seine intuitive Sprachkenntnis klarerweise so beschaffen, daß dem Satz beide Interpretationen (die *flying planes are dangerous* bzw. *flying planes is dangerous* entsprechen) durch die Grammatik, die der Sprecher auf irgendeine Art und Weise intus hat, zugeschrieben werden. (Chomsky 1965/1969: 36)

Grammatikbeschreibungen, die nicht in der Lage sind, jeder Lesart eine eigene Struktur zuzuordnen und auf diese Weise die ambige Oberflächenstruktur zu desambiguieren, sind nach Chomsky beschreibungs inadäquat. Diese grammatikmetatheoretische Position wird von Christa Dürscheid wie folgt erläutert:

Eine Grammatik, die z. B. einem syntaktisch doppeldeutigen Satz wie *Paul beobachtet das Mädchen mit dem Fernglas* nur eine Strukturbeschreibung zuordnen würde, wäre beschreibungs<sup>in</sup>adäquat, da sie unserer sprachlichen Intuition nicht entspräche: Intuitiv weiß der Sprecher, daß dieser Satz zwei mögliche Lesarten hat: Im einen Fall ist die Präpositionalgruppe *mit dem Fernglas* das Instrument[. . .]; im andern Fall ist es eine nähere Kennzeichnung des Mädchens [. . .] (attributive Lesart). (Dürscheid 1991: 2)

Chomskys Ansatz ließe sich wie folgt zusammenfassen:

1. Unter ‚syntaktischer Mehrdeutigkeit‘ ist die *performanziell verschleierte syntaktische* Mehrfachinterpretierbarkeit – genauer: Mehrfachableitbarkeit – einer Oberflächenstruktur zu verstehen.<sup>1</sup> Es ist Aufgabe des Grammatikers, den Schleier der Oberfläche – u. U. auch gegen die trügerische intuitive Sprachkenntnis des Sprechers<sup>2</sup> – zu lüften.
2. *Semantische* Mehrdeutigkeit auf Phrasen- und Satzebene ist *immer syntaktisch* zu desambiguieren. Dies wird nicht als Hypothese aufgestellt und begründet, sondern präsupponiert.
3. Der Kontext desambiguiert die Oberflächenstruktur nicht. Vielmehr hilft er dem Hörer, die vom Sprecher intendierte Tiefenstruktur zu identifizieren.
4. Dabei wird unter ‚Oberflächenstruktur‘ in der Tat eine Struktur und nicht bloß eine Kette von Wortformen verstanden. Ich zitiere Peter Eisenberg, der dieselbe Chomsky-Stelle interpretierend Folgendes feststellt: „Wenn man aber syntaktische Tiefenstrukturen einführt, um damit syntaktische Ambiguitäten aufzulösen, dann muß man notwendigerweise annehmen, daß nicht allein syntaktische Einheiten mehrdeutig sind, sondern daß syntaktische Einheiten samt ihren Oberflächenstrukturen mehrdeutig sind: die Oberflächenstrukturen dürfen eine Desambiguierung nicht zulassen.“ (Eisenberg 1977: 34)
5. ‚Syntaktische Mehrdeutigkeit‘ wird vor dem Hintergrund einer ‚Einsetzungstheorie‘ (Feilke 2004: 54) interpretiert: Die konkreten Sprachzeichen, die die Oberflächenstrukturen prägen, sind für die syntaktische Mehrdeutigkeit nicht mitverantwortlich. Ein Satz wie *Paul beobachtet das Mädchen mit der Milchkanne* wäre folglich nach Chomsky syntaktisch genauso zweideutig wie *Paul beobachtet das Mädchen mit dem Fernglas*. Dass er semantisch nicht zweideutig ist, dürfte dabei keine Rolle spielen. Auch hier gilt, dass

<sup>1</sup> In der Tat spricht Chomsky an anderer Stelle (1965/1969: 39) davon, dass die Oberflächenstruktur die Tiefenstruktur verschleiern könne.

<sup>2</sup> Die Beispiele *I persuaded John to leave* vs. *I expected John to leave* diskutierend resümiert Chomsky, „wie trügerisch die intuitive Sprachkenntnis des Sprechers sein kann“ (1965/1969: 39).

die intuitive Sprachkenntnis des Sprechers trügerisch sein kann, was aber den Grammatiker nicht irritieren darf.

## 2 Oberfläche: strukturelle Offenheit

Die oberflächengrammatiktheoretische Kritik der Chomsky'schen Auffassung erfolgte recht früh: in dem zitierten (1977 publizierten!) Aufsatz von Peter Eisenberg. Dazu ist im Grunde nichts hinzuzufügen – vielleicht fairnesshalber nur soviel, dass die Intonationsstruktur, die von Eisenberg bereits 1977 als Bestandteil der grammatischen Struktur angesehen wird, mittlerweile auch in formalen Ansätzen berücksichtigt und ihr eine Desambiguierungsleistung zugesprochen wird. Nach Caroline Féry (2006) ist die Prosodie nicht einmal bei leise gelesener Sprache auszuschalten. Allerdings scheint die Chomsky'sche Präsupposition, dass semantische Mehrdeutigkeiten syntaktisch fundiert sein müssen, immer noch recht verbreitet zu sein (vgl. den Überblick von Bader et al. 2000).

Chomsky-Theorien sind „intellektualistisch“, sie suchen die Sprache nicht im, sondern hinter dem Sprechen (Krämer 2002). Für sie stellt das Sprechen nicht das eigentliche Untersuchungsobjekt, sondern nur (ein) Mittel zum Zweck dar. Ziel ist nicht der Beitrag der Grammatik zum Sprachverstehen, sondern das mentale Format der Grammatik.

Ich möchte Chomsky-Theorien *Theorien der Sprache* nennen. Die nachfolgenden Kritikpunkte, die sich auf die Problematik der syntaktischen Mehrdeutigkeit beschränken, stellen somit auch kritische Anmerkungen zu Theorien der Sprache dar:

1. Chomsky spricht von „einem geeignet aufgebauten Kontext“, der den Hörer „sofort eindeutig interpretieren“ lässt. Wer aber baut diesen desambiguierenden Kontext auf? Offensichtlich der Sprecher. Doch warum sollte der Sprecher dem Hörer eindeutige Kontextsignale für Desambiguierung geben, wenn er sowieso eine syntaktisch eindeutige Struktur produziert hat?
2. Wir dürfen annehmen, dass ein Chomsky'scher Sprecher nicht in der Lage wäre, *bewusst* eine ambige Oberflächenstruktur zu produzieren. Denn dazu müsste er gleichzeitig zwei oder mehrere Algorithmen ablaufen lassen, wobei der Prozess teleologisch, von der Oberfläche her, bestimmt werden müsste.
3. Aus demselben Grunde ist es unklar, wie ein Chomsky'scher Sprecher *unbewusst* Ambiguität erzeugen könnte.

4. Umgekehrt dürfen wir annehmen, dass ein Chomsky'scher Hörer nicht in der Lage wäre, die Ambiguität einer – wie auch immer produzierten – ambigen Oberflächenstruktur zu verstehen. Misslungene oder nichteindeutige Kontextsignale von Seiten des Sprechers würden ja keine Mehrdeutigkeit der Äußerung, sondern lediglich Unsicherheit bezüglich der ‚korrekten‘ Zuordnung zu der zugrunde liegenden Struktur bewirken. Doch die eigene Unsicherheit lässt dem Chomsky'schen Hörer genauso wenig Absolution zuteil werden wie dem Schüler im Biologieunterricht, der unsicher ist, ob Wale Säugetiere oder Fische sind. Beide müssen – auf Teufel komm raus – durch.
5. Daraus folgt: Um Ambiguität zu erzeugen, müsste der Chomsky'sche Sprecher dem Hörer zusätzlich – metakommunikativ – zu verstehen geben, dass er die wahrgenommene Oberflächenstruktur gleichzeitig auf zwei oder mehrere zugrunde liegende Strukturen zurückführen soll.

Zwischenfazit: Weder die Ambiguierung durch den Sprecher noch die Desambiguierung durch den Hörer ist mit Tiefenstrukturen erklärbar.

Die Kritik dient nun nicht dazu mutig zu zeigen, wie veraltet im Jahre 2006 die Standardtheorie von 1965 ist. Sie dient auch nicht dazu, Chomskys Verdienste um die Grammatiktheorie in Abrede zu stellen. Sein Ansatz enthält durchaus wertvolle Ideen bzw. lässt Uminterpretationen zu, die einem helfen könnten, die Kritikpunkte in positive Energien zu verwandeln. Diese Uminterpretationen müssen allerdings nicht im Rahmen einer Theorie der Sprache, sondern im Rahmen einer nichtintellektualistischen (Krämer 2002: 111 ff.) Grammatik, einer Grammatik im Rahmen einer *Theorie des Sprechens* (Coseriu 1988) erfolgen. Unter einer Grammatik im Rahmen einer Theorie des Sprechens verstehe ich einen Grammatikansatz, der die Sprache und somit auch die Grammatik nicht hinter dem, sondern im Sprechen sucht. Eine Grammatik des Sprechens muss den Beitrag der Grammatik zum Sprachverstehen eruieren. Sprachverstehen, das sich auf das Gesagte bezieht, muss dabei von dem den Gegenstand der Grammatik nicht tangierenden Redeverstehen, das das in actu Gemeinte betrifft, unterschieden werden (Knobloch 2005).<sup>3</sup> In diesem Sinne muss eine Grammatik des Sprechens insbesondere in der Lage sein, sowohl nichtkompositionale, jedoch reguläre syntaktische Strukturen (Ágel 2004) als auch die idiomatische Geprägtheit syntaktischer Strukturen (Feilke 1994, 1996, 1998 bzw. Ágel 2003; s. auch Anm. 5 unten) grammatiktheoretisch zu verorten.

Aus den oben genannten Kritikpunkten, die alle die Problematik des Sprachverstehens in einer Grammatiktheorie der Sprache betreffen, sollen nun aus der Sicht einer Grammatik des Sprechens folgende Folgerungen gezogen werden:

<sup>3</sup> „Es gibt eine beträchtliche Autonomie des Gesagten gegenüber dem psychologischen Konstrukt der Intention und des Gemeinten.“ (Knobloch 2005: 7)



1. Chomskys Ansatz verleitet einen leicht zu der Idee, dass fest umrissene Strukturen vielleicht doch nicht so fest abgrenzbar sind und dass diese Nicht-abgrenzbarkeit des Umrissenen eine Systematik hat: Wie es aussieht, können also disjunkte Strukturen wie etwa das NP-Nachfeld und das Satz-Mittelfeld (z. B. *Paul beobachtet das Mädchen mit dem Fernglas*) prinzipiell konjunkt werden, ohne dass dabei die Grammatikalität gefährdet wäre. Ambige Oberflächenstrukturen sind damit von der sog. „syntaktischen Kontamination“ („und daß da wir im augenblick eine große wandlung sich vollzieht“, Rath, zitiert nach Schwitalla 1997: 96), die das Redeverstehen betreffen, deutlich zu unterscheiden.
2. Dabei sollte man sich die Redeweise vom Konjunktwerden des Disjunkten, d. h. von der Aufhebung von Oppositionen, nicht zu schnell zu eigen machen. Denn im Einzelfall stellt sich die Frage, ob eine fürs Sprachverstehen konstitutive Opposition im Sprechen aufgehoben oder erst geschaffen wird (und natürlich auch, ob Oppositionen überhaupt eine Rolle spielen). Um die Aufhebung von Oppositionen, die man herkömmlicherweise *Neutralisation* nennt, von der Schaffung von Oppositionen, die ich *Redistribution* nennen möchte, zu unterscheiden, muss zuerst kurz der Begriff der Neutralisation unter die Lupe genommen werden.
3. Als klassisch angesehene Fälle der Neutralisation sind in der Phonologie beispielsweise die Auslautverhärtung (z. B. *Rat – Rad*), in der Morphologie etwa die Identität von Pluralformen (z. B. *Lappen* als Pl. von *Lappe* und *Lappen*). Der Bedeutungsunterschied zwischen Sprachzeichen wird in beiden Typen von Fällen durch den Zusammenfall von phonetischen/morphologischen Wortformen (stimmloser Verschlusslaut; Pluralform) unhörbar bzw. unsichtbar gemacht. Dabei hat die Wortform [ra:t] dieselbe Sprechsilbenstruktur unabhängig davon, ob sie als *Rat* oder als *Rad* interpretiert wird, und die Wortform *Lappen* dieselbe grammatische Kategorie (Plural) unabhängig davon, ob sie als der Plural von *Lappe* oder als der Plural von *Lappen* interpretiert wird. Die Oppositionen *Rat : Rad* und *Lappe : Lappen* sind für das Verstehen der neutralisierten Formen konstitutiv. Zwei Aspekte der Neutralisation sind aus unserer Sicht besonders wichtig: (a) die strukturellen und kategorialen Unterschiede sind vor der Neutralisation gering; (b) das Ergebnis der Neutralisation ist eine gemeinsame Struktur (Sprechsilbenstruktur von *Rat/Rad*) oder eine gemeinsame Kategorie (Plural), an denen die Neutralisation grammatisch festzumachen ist. Nun ist es leicht einzusehen, dass der Neutralisationsbegriff auf klassische Beispieltypen der syntaktischen Mehrdeutigkeit, etwa auf den Chomsky'schen Satz *Flying planes can be dangerous*, nicht übertragbar ist. Denn einerseits sind die strukturellen und kategorialen Unterschiede zwischen *Flying planes are dangerous* und *Flying planes is dangerous* sehr groß, andererseits führt die

Modalisierung von diesen Strukturen, also *Flying planes can be dangerous*, weder zu einer gemeinsamen syntaktischen Struktur noch zu einer gemeinsamen Kategorie. Von den eingangs angeführten Beispielen nehme ich nur im Falle von *Der Besuch der alten Dame* an, dass da eine Neutralisation (der verbalen Genusopposition) vorliegt.<sup>4</sup> Dabei ist für eine Grammatik des Sprechens nicht einmal diese Entscheidung unproblematisch, da sie davon ausgeht, dass für das Verstehen der Nominalgruppe *Der Besuch der alten Dame* die Verbgrammatik des Kerns konstitutiv ist.

4. Beispieltyp-Klassiker wie *Flying planes can be dangerous* oder *Paul beobachtet das Mädchen mit dem Fernglas* stellen keine Neutralisationen, sondern Redistributionen dar. Der Begriff lehnt sich an Coserius Begriff der Distributionsklasse an, die „eine syntagmatische Beziehung in absentia“ bedeutet (Coseriu 1988a: 145). Zur selben Distributionsklasse gehören etwa die Verben *beobachten* und *bewundern*, da sie sowohl austauschbar als auch syntagmatisch verbindbar sind (*Paul beobachtet das Mädchen mit dem Fernglas*; *Paul bewundert das Mädchen mit dem Fernglas*; *Paul beobachtet und bewundert das Mädchen mit dem Fernglas*). Die verbdependente Präpositionalgruppe *mit dem Fernglas* im Mittelfeld des Satzes [*Paul*] [*beobachtet*] [*das Mädchen*] [*mit dem Fernglas*] und die substantivdependente Präpositionalgruppe *mit dem Fernglas* im Nachfeld der Nominalgruppe im Satz [*Paul*] [*beobachtet*] [*das Mädchen mit dem Fernglas*] bilden jedoch keine Distributionsklasse. Die sich in dem Satz *Paul beobachtet das Mädchen mit dem Fernglas* manifestierende Opposition von [*Paul*] [*beobachtet*] [*das Mädchen*] [*mit dem Fernglas*] und [*Paul*] [*beobachtet*] [*das Mädchen mit dem Fernglas*] basiert auf einer Redistribution, einer Art kreativen und regulären Vortäuschung einer syntagmatischen Beziehung in absentia.
5. Redistribution ist keine Operation auf leeren, sprachzeichenlosen Strukturen. Ein Satz wie *Paul beobachtet das Mädchen mit der Milchkanne* ist *strukturell geschlossen* (= eindeutig nichtambig) und syntaktisch auch so zu beschreiben (Präpositionalgruppe im Nachfeld der Nominalgruppe). Dagegen muss *Paul beobachtet das Mädchen mit dem Fernglas* bei denjenigen Sprachteilhabern als *strukturell offen* (= ambig) beschrieben werden, die nachweislich in der Lage sind, hier eine Redistribution vorzunehmen, indem sie von den unterschiedlichen prosodischen Strukturen abstrahieren und

<sup>4</sup> In Anlehnung an eine frühere Arbeit (Ágel 1993) nehme ich an, dass der sog. Genitivus obiectivus nicht auf einen Aktivsatz (*Man/jemand besucht die alte Dame*), sondern auf einen Passivsatz (*Die alte Dame wird besucht*) zurückzuführen ist. Aufgehoben wird die Opposition zwischen dem Aktivsatz *Die alte Dame besucht (einen/jemanden)* und dem Passivsatz *Die alte Dame wird besucht*, indem in der Nominalgruppe dem Agens- wie dem Patienssubjekt dieselbe strukturelle Stelle, die des postnominalen Genitivattributs, zugewiesen wird.

indem sie mithilfe des Nomens *Fernglas* ein *virtuelles Apokoinu* aufbauen. Virtuelle Apokoinus aufbauen heißt, dass kreative Sprecher den Versuch unternehmen, die Verstehens- und/oder Kontextualisierungshinweise von mindestens zwei Sprachgebrauchsmustern durch Redistribution mithilfe einer lexikalischen passend besetzten strukturellen ‚Nahtstelle‘ unsicher zu machen. Dabei geht es syntaktisch gerade nicht um eine „Mehrdeutige PP-Anbindung: an VP oder an DP“ (Féry 2006: 168), sondern um die reguläre Herstellung einer *doppelten* strukturellen Anbindung der Präpositionalgruppe an Verb *und* Nominalgruppe, indem die potentielle Multifunktionalität der Präpositionalgruppe *mit dem Fernglas*, die potentielle Stellungsvariabilität von verbdependenten Präpositionalgruppen, die Stellungsgebundenheit von substantivdependenten Präpositionalgruppen, die potentielle Fakultativität von Instrumentalbestimmungen und die Bildbarkeit von Epitheta durch Präpositionalgruppen eingeführt werden. Wohlgermerkt, die Annahme einer doppelten strukturellen Anbindung gilt nur für diejenigen Sprecher, Schreiber, Hörer oder Leser, die als Produzenten oder als Rezipienten in der Lage sind, eine Redistribution vorzunehmen. Demnach hat der Typus *Paul beobachtet das Mädchen mit dem Fernglas* drei mögliche syntaktische Beschreibungen: die *einfache* strukturelle Anbindung der Präpositionalgruppe an das Verb, die *einfache* strukturelle Anbindung an die Nominalgruppe und die *doppelte* strukturelle Anbindung an Verb *und* Nominalgruppe. Dabei sind die drei syntaktischen Beschreibungen nicht gleichrangig, da die doppelte Anbindung die einfachen voraussetzt, jedoch nicht umgekehrt. Folglich muss die idiomatisch geprägte, die in der Sprachgemeinschaft präferierte Lesart eine der einfachen Anbindungen sein.

6. Verstehens- oder Kontextualisierungshinweise sind und werden in Sprachgebrauchsmustern (in Ausdrücken und Ausdrucksmodellen im Sinne von Feilke 1996) kodiert.<sup>5</sup>
7. Sprachgebrauchsmuster als Träger von Verstehens- und Kontextualisierungshinweisen gehören zur sprachlichen Routine und stellen somit die Grundlage sprachlicher Kreativität dar. Die Kreativität kommt nicht aus der Tiefe, sondern sie schlummert auf der Oberfläche. Unsere generative Kapazität dürfte

<sup>5</sup> Im Rahmen seiner Theorie der Common-sense-Kompetenz definiert Feilke Ausdrücke als komplexe, aber nicht ad hoc gebildete Sprachzeichen mit „kompositionell nicht prädiktbarer, präferentieller Bedeutung“ (Feilke 1998: 74). Da die „Kombinations- und Selektionspräferenzen“ (ebd.), die die Ausdrücke formal, und die nicht prädiktbare Bedeutung, die sie semantisch charakterisieren, bedeuten, dass Ausdrücke vom System her zwar bildbar, aber nicht vorhersagbar sind, spricht Feilke davon, dass Ausdrücke *idiomatisch geprägt* sind (1994: 217 ff.). Eine wichtige Eigenschaft von Ausdrücken ist es, dass sie im und durch den ganzheitlichen, gestalthaften Gebrauch zu einem (idiomatisch geprägten) *Ausdrucksmodell*, d. h. zu einer „analogisch abstrahierte(n) Gebrauchsform“ werden können (ebd.: 233 und 335).

zu einem großen Teil darin bestehen, sprachliche Routinen nicht routiniert einzusetzen (vgl. auch Stein 1995: 117 ff.).

Nun soll ein erster Versuch unternommen werden, die einzelnen Typen aus der Sicht einer Grammatik des Sprechens zu charakterisieren und zu klassifizieren:<sup>6</sup>

Tab. 1: Typen struktureller Offenheit

offen →	mit Prosodie	durch virtuelles Apokoinu	durch grammatische Merkmale oder Verfahren wie
(1) Konrad ist nicht nach Hause gefahren, weil er Kopfweh hatte.	–	–	Redistribution
(2) Paul beobachtet das Mädchen mit dem Fernglas.	–	+	Redistribution
(3) Ich habe langsam spielende Kinder umfahren.	–	+	Redistribution
(4) Sie fahren mit Abstand am besten.	–	+	Redistribution
(5) alte Männer und Frauen	–	–	Vorwärtsellipse
(6) Flying planes can be dangerous.	–	–	Redistribution
(7) Der Besuch der alten Dame	+	–	Neutralisation
(8) Das Problem ist zu lösen.	+	–	Polysemie
(9) Die Mutter sieht die Tochter.	+	–	Synkretismus
(10) Das Gold ist geschmolzen.	+	–	?
(11) Es klopft/schmeckt.	+	–	?

1. Entlang der prosodischen Struktur sind zwei Gruppen zu unterscheiden: Die Typen (1)–(6), die mit Prosodie geschlossen sind, und die Typen (7)–(11), deren Offenheit von der Prosodie nicht beeinflusst wird.<sup>7</sup>
2. Hinsichtlich des Aufbaus eines virtuellen Apokoinus sind ebenfalls zwei Gruppen zu unterscheiden: Im Gegensatz zu den anderen Typen kann bei (2)–(4) Offenheit nur durch passende lexikalische Besetzungen der jeweiligen strukturellen Nahtstellen erzeugt werden. Gegenproben: *Paul beobachtet das Mädchen mit der Milchkanne; Ich habe mit einem Ball spielende Kinder*

<sup>6</sup> Dass dabei unmöglich alle Faktoren, die im Einzelfall zur strukturellen Offenheit beitragen, berücksichtigt werden können, dürfte nach der Besprechung von Beispiel (2) klar geworden sein.

<sup>7</sup> Für die Informationen zur Prosodie danke ich Jürgen E. Schmidt und seiner Marburger Arbeitsgruppe.

*umfahren; Sie fahren weitaus am besten.* Tabelle 1 ist insofern trügerisch, als virtuelle Apokoinus Redistribution eher mit zu erzeugen als zu implizieren scheinen.

3. Hinsichtlich der Relation von (,prosodiefreier‘) Offenheit und grammatischer Merkmale und Verfahren können fünf Gruppen unterschieden werden: Offenheit durch (a) Bildung einer virtuellen Distributionsklasse (Redistribution) (1)–(4) und (6), (b) Vorwärtsellipse (5), (c) Neutralisation (7), (d) Polysemie (8) und (e) Synkretismus (9). Was die beiden letzten Typen anbelangt (s. auch Eisenberg 1977): In (8) ist die Struktur selbst polysem (Notwendigkeit und Möglichkeit); in (9) fehlt die morphologische Opposition zwischen Nominativ und Akkusativ (Direktkasus). Was die Koordination *alte Männer und Frauen* anbelangt, gehören *Männer* und *Frauen* zur selben Distributionsklasse, so dass hier keine Redistribution vorliegt. Die potentielle Offenheit ergibt sich daraus, dass das Adjektivattribut des ersten Substantivs auch auf das zweite Substantiv bezogen werden kann (Vorwärtsellipse).

Die genannten Charakterisierungen entwerfen ein zumindest oberflächliches Bild über ein mögliches Grammatikformat der Typen (1)–(9) vor dem Hintergrund des grammatischen Wie des Sprachverstehens. Dagegen konnten die Typen (10)–(11) nur soweit bestimmt werden, dass hier jeweils nur eine prosodische Struktur und keine virtuellen Apokoinus vorhanden sind. Außerdem liegt hier eine natürliche, genuine, durch keine Kreativitätsanstrengungen hervorbrachte strukturelle und semantische Offenheit vor, die durch keine besonderen grammatischen Merkmale oder Verfahren bestimmt zu sein scheint. M. a. W., es sind diese Typen, die die *eigentlichen Problemfälle* für jede Art von Grammatik, die die Ambiguitätsproblematik zum Theorieprüfstein machen will, darstellen müssten. Und das sind wohlgerne die Fälle, die in der Ambiguitätsliteratur m. W. gar keine Rolle spielen. Im letzten Abschnitt des Beitrags wird es daher um diese Typen gehen, wobei Typ (10) die Rolle des Prototyps spielen soll (Abschnitt 3.1). Die theoretischen Ergebnisse der Erörterungen von (10) können mutatis mutandis auf (11) angewandt werden (Abschnitt 3.2). Zum Schluss sollen die Fragezeichen von Tabelle 1 in Tabelle 6 aufgelöst werden (Abschnitt 3.3).

### 3 Verstehenspräferenzen

#### 3.1 Labile *sein*+Partizip II-Konstruktionen (Typus: *X ist geschmolzen*)

Der Verbtypus *melt/schmelzen* wird in der Sprachtypologie als labiles Verb bezeichnet, weil auf Grund formaler Merkmale nicht zu entscheiden ist, ob die rezessive (inchoative) Lesart der intransitiven oder die kausative Lesart der transitiven Alternante primär ist. Die labilen Verben stellen nach dieser Auffassung eine Unterklasse ungerichteter (non-directed) rezessiv-kausativer Alternationen dar (s. Haspelmath 1993: 90 ff.). Typ (10) ist eine labile *sein*+Partizip II-Konstruktion, da sich nicht entscheiden lässt, ob – traditionell gesprochen – ein Aktivsatz (*sein*-Perfekt der intransitiven Alternante, vgl. *Das Gold schmilzt*) oder ein Passivsatz (Präsens des *sein*-Passivs der transitiven Alternante, vgl. *Etwas schmilzt das Gold*) vorliegt.

Typ (10) soll zuerst mit dem bisher nicht eingeführten Typ (13) verglichen werden:

(10) Das Gold ist geschmolzen.

(13) Der Präsident des VfB Stuttgart ist der Kultusminister von Baden-Württemberg. (Eisenberg 2004: 291)

Der Typus (13) ist nach Eisenberg (1977: 42 ff.) „polysyntaktisch“. Es geht dabei um syntaktische Mehrfachinterpretierbarkeit (Subjekt oder Prädikatsnomen) ohne Mehrdeutigkeit (= ohne Auswirkungen der Mehrfachinterpretierbarkeit auf die Bedeutung).<sup>8</sup> Zum Typus schreibt Eisenberg:

Aber muß man Subjekt und Prädikatsnomen immer unterscheiden? Zumindest in bestimmten Fällen sollte man das gar nicht versuchen, sondern einfach von syntaktischer Mehrdeutigkeit [= Polysyntaktizität – V. Á ] sprechen. (ebd.)

Ich weiß nicht, ob die Sache so einfach ist, aber denkbar ist diese liberale Lösung allemal. Wir sind in der Tat theoretisch nicht gezwungen, eine der syntaktischen Interpretationen auszuschließen.

Im Gegensatz zu (10): Die labile *sein*+Partizip II-Konstruktion *Das Gold ist geschmolzen* müsste nämlich von den Wortparadigmen her eindeutig interpretiert werden können: *entweder* als Aktiv Perfekt des Intransitivums (Rezessivums) *oder* als Passiv Präsens des Transitivums (Kausativums). Eine Neutralisation oder eine Nichtzuordnung wären nach einer Grammatik der Sprache ausgeschlossen: Die Sprecher müssten – so oder so – Farbe bekennen. Außerdem müssten sie im Falle desselben Kontextes dieselbe Farbe bekennen. Dem

<sup>8</sup> Syntaktische Mehrdeutigkeit liegt nach Eisenberg sinnvollerweise nur vor, wenn (semantische) Mehrdeutigkeit aus syntaktischen Gründen vorliegt wie bei (8) und (9).

ist jedoch nicht so, wie die folgenden Testergebnisse mit einigen labilen Verben in jeweils unterschiedlichen Kontexten nahe legen:<sup>9</sup>

Tab. 2: Labile *sein*+Partizip II-Konstruktionen mit Kontext

	AKTIV	PASSIV	?	EXO/ENDO-WERT <sup>10</sup>
Der Zug ist aus der Bahnhofshalle gerollt.	10	0	0	0.05
Die Fässer sind ber eine Rampe gerollt.	8	0	2	0.11
Die Kugeln sind gerollt.	7	1	2	0.25
Der defekte Zug ist aus der Bahnhofshalle gerollt.	4	1	5	0.54
Der Schnee ist geschmolzen.	7	0	3	0.18
Das Gold ist geschmolzen.	3	1	6	0.66
Die Wäsche ist auf dem Balkon getrocknet.	8	0	2	0.11
Die Haare sind getrocknet.	7	0	3	0.18
Das Geschirr ist getrocknet.	3	1	6	0.66
Das Steak ist verbrannt.	7	0	3	0.18
Der ganze Rohkaffee ist verbrannt.	6	2	2	0.43
Die Dokumente sind verbrannt.	4	1	5	0.54
Die Wiesen waren total verbrannt.	4	4	2	1.00
Die Porzellanschüssel ist zerbrochen.	3	1	6	0.66
Der Stab ist zerbrochen.	1	3	6	1.5

Einerseits gibt es Sprecher, die keine Farbe bekennen, andererseits ist es die Ausnahme (erster Satz), dass alle Sprecher dieselbe Farbe bekennen. Besonders

<sup>9</sup> Die Ergebnisse sind allerdings nur als schwache Indikatoren zu werten, da der Test mit nur zehn ad hoc ausgewählten Vpn. (allesamt GermanistInnen) durchgeführt wurde. Die Fragestellung bestand aus zwei Beispielsätzen – die meisten Sätze stammen aus dem Duden-Stilwörterbuch – und anschließenden Fragen:

(a) *Der Zug ist angekommen.* (Aktiv Perfekt von: *Der Zug kommt an.*)

(b) *Die neuen Bücher sind schon angezeigt.*

(Passiv Präsens von: *Man hat die neuen Bücher schon angezeigt.*)

Sind die nachfolgenden Sätze wie (a) oder wie (b) zu interpretieren? Oder ist eine Entscheidung ohne weiteren Kontext nicht möglich? Bitte entsprechend ein „a“, ein „b“ oder ein „a/b“ hinter den jeweiligen Satz tippen! Weitere Kommentare sind natürlich hoch willkommen.

<sup>10</sup> Die Begriffe „exo(aktiv)“ und „endo(aktiv)“ bzw. der Exo/Endo-Wert werden weiter unten erläutert.

irritieren die Unentschlossenen. Reicht ihnen der Kontext nicht? Oder merken sie vielleicht nicht, dass sie zwischen zwei Kategorienbündeln wählen *müssten*, da die kategorialen Oppositionen unmöglich neutralisiert sein können?

Wie manövriert man sich aus dieser theoretischen Sackgasse heraus?

Eine Möglichkeit scheint zu sein, dass man auf die Kategorien *sein*-Passiv und *sein*-Perfekt verzichtet, d. h., dass man annimmt, dass der Typus *ist geschmolzen* ein unabhängig von den Wortparadigmen existierendes Resultativum ist. Diesen Weg geht Elisabeth Leiss (1992: ff.). Sie lehnt die Kategorien *sein*-Passiv und *sein*-Perfekt ab und würde die labilen *sein*+Partizip II-Konstruktionen als „Zustandsmittelkonstruktion(en)“ (Leiss 1992: 175), d. h. als Resultativa mit den kontextuellen Optionen Agensresultativ und Patiensresultativ einordnen. Auf diese Weise wird also das Partizip II mit *sein* aus dem Paradigma sowohl der Transitiva als auch der Intransitiva ausgegliedert und als ein eigenes Paradigma definiert.

Dieser Ansatz löst das Zuordnungsproblem: Die Sprecher müssen nicht zwischen zwei *semantisch geschlossenen* (disjunkten) *grammatischen Wortkategorienbündeln* wählen, sondern eine *semantisch offene grammatische Ausdrucks-kategorie* kontextuell schließen (zum Begriff ‚Ausdruck‘ s. Anm. 5). Schließt aber wirklich erst der Kontext die semantische Offenheit der grammatischen Ausdrucks-kategorie?

Um dieser Frage nachzugehen, habe ich auch kontextfreie labile Satzskellette wie *X ist geschmolzen* getestet. Beteiligt waren an dem Test Studierende der Germanistik in Berlin (Humboldt Universität), Heidelberg und Greifswald. Die insgesamt 103 Vpn. waren Termini wie Aktiv und Passiv nicht ausgesetzt. Sie mussten lediglich entscheiden, ob das jeweilige Satzskellett einen Täter impliziert oder nicht. Wenn ja, wurde die Struktur semantisch als exoaktiv (formal: passivisch), wenn nein, als endoaktiv (aktivisch) eingestuft.<sup>11</sup>

Tab. 3: Labile *sein*+Part. II-Konstruktionen ohne Kontext (absolute Werte)

VERBEN	EXO	ENDO	NEUTR	EXO/ ENDO-WERT
trocknen	14	81	8	0.212
schmelzen	18	79	6	0.256
einfrieren	17	74	11	0.283
verbrennen	25	68	10	0.411
rollen	43	42	17	1.02
zerbrechen	53	40	9	1.292

<sup>11</sup> Die semantischen Termini ‚endoaktiv‘ und ‚exoaktiv‘ wurden von Martin Haspelmath (Haspelmath 1993: 108, Anm. 3) übernommen. ‚Endoaktiv‘ heißt, dass eine Zustandsveränderung aus eigener Kraft, ohne äußere Einwirkung erfolgt. Umgekehrt heißt ‚exoaktiv‘, dass die Zustandsveränderung als äußere Einwirkung, als die Einwirkung einer externen Kraft erfolgt.



Tab. 4: Labile *sein*+Part. II-Konstruktionen ohne Kontext (Prozentwerte)

VERBEN	EXO %	ENDO %	NEUTR %	EXO/ ENDO -WERT
trocknen	14	79	7	0.212
schmelzen	17	77	6	0.256
einfrieren	16	72	12	0.283
verbrennen	24	66	10	0.411
rollen	42	42	16	1.02
zerbrechen	51	39	10	1.292

Der EXO(aktiv)-ENDO(aktiv)-Wert ergibt sich, indem (a) die Stimmen der Unentschlossenen gerecht verteilt werden (bei *schmelzen*: 18+3 bzw. 79+3) und (b) EXO (21) durch ENDO (82) geteilt wird. Je niedriger der Wert unterhalb von 1 ist, desto endoaktiver ist die Verstehenspräferenz (und umgekehrt).

Wie man sieht, zeigen die labilen *sein*+Partizip II-Konstruktionen mit *trocknen*, *schmelzen*, *einfrieren* und *verbrennen* eine deutlich endoaktive (rezessive, agensresultativische) Verstehenspräferenz, während *zerbrechen* eine weniger deutliche exoaktive (kausative, patiensresultativische) Verstehenspräferenz zeigt. Lediglich bei *ist gerollt* lässt sich keine endo- oder exoaktive Verstehenspräferenz nachweisen. Bemerkenswerterweise zeugt aber selbst dieser Befund nicht von Desorientierung, von fehlender Verstehenspräferenz (lediglich 17 Vpn. konnten sich ja nicht entscheiden). Vielmehr handelt es sich um eine Polarisierung der Verstehenspräferenzen: Es geht um keine stabile Labilität (wie vom System her erwartbar), sondern um eine labile Stabilität.

Kommen wir nochmals kurz zurück auf den wortparadigmatischen Ansatz. Auch dieses Testergebnis scheint für ihn fatal zu sein. Während bei relativ eindeutiger Kontexteinbettung (erster Testtyp) die Zuordnung zu einem der Kategorienbündel hätte einheitlich sein und quasi automatisch verlaufen müssen, hätte hier – bei keiner bzw. schwacher Kontexteinbettung – das Versagen der Orientierungsfunktion des Kontextes eine große Unsicherheit bei den Sprachteilhabern auslösen müssen. Dabei hätte hier sozusagen die Unsicherheit einheitlich sein müssen. Die überwiegende Mehrheit der Sprachteilhaber hätte also „nicht zu entscheiden“ ankreuzen müssen. Und auf gar keinen Fall hätte es deutliche Verstehenspräferenzen geben dürfen. Auch die Möglichkeiten der individuellen Variation müssten im Lichte einer Grammatik der Sprache bei beiden Testtypen stark eingeschränkt sein.

Aber auch der im Allgemeinen sehr anregende Ansatz von Elisabeth Leiss scheint keinen wirklichen Ausweg zu bieten. Denn während die Grammatiken der Sprache zu viel dem System aufbürden, scheint Leiss zu viel dem Kontext aufbürden zu wollen. Wenn man annimmt, dass die Desambiguierung der „Zustandsmittelkonstruktionen“ ausschließlich eine Sache des Kontextes ist, kann man ja die Verstehenspräferenzen genauso wenig erklären wie auf der Basis systemischer Differenzen. Wie erwähnt, könnte Leiss eine kontextfreie

Konstruktion wie etwa *X ist geschmolzen* nur generell als eine „Zustandsmittelkonstruktion“ einstufen, d. h. als eine semantisch offene Ausdrucks-kategorie. Doch der Ausdruck *X ist geschmolzen* ist idiomatisch geprägt und funktioniert als „Figur-Hintergrund-Zeichen“ (Feilke 2004: 60). Im Hintergrund scheint die endoaktive präferentielle Bedeutung auf.<sup>12</sup> Dabei deutet der Vergleich der Exo/Endo-Werte der labilen Satzskellette mit denen der labilen Sätze darauf hin, dass die Kontextualisierungspotenz des Figur-Hintergrund-Zeichens die Semantisierungspotenz des Kontextes dominiert (denn die kontextfreien Werte und die kontextuellen Durchschnittswerte zeigen – mit Ausnahme von *rollen* – eindeutig dieselbe Tendenz):

Tab. 5: Labile *sein*+Part. II-Konstruktionen mit und ohne Kontext

VERBEN	EXO/ENDO-WERTE -KONTEXT (+KONTEXT)
rollen	1.02 (0.2375)
Der Zug ist aus der Bahnhofshalle gerollt.	0.05
Die Fässer sind ber eine Rampe gerollt.	0.11
Die Kugeln sind gerollt.	0.25
Der defekte Zug ist aus der Bahnhofshalle gerollt.	0.54
schmelzen	0.256 (0.42)
Der Schnee ist geschmolzen.	0.18
Das Gold ist geschmolzen.	0.66
trocknen	0.212 (0.316)
Die Wäsche ist auf dem Balkon getrocknet.	0.11
Die Haare sind getrocknet.	0.18
Das Geschirr ist getrocknet.	0.66
verbrennen	0.411 (0.5375)
Das Steak ist verbrannt.	0.18
Der ganze Rohkaffee ist verbrannt.	0.43
Die Dokumente sind verbrannt.	0.54
Die Wiesen waren total verbrannt.	1.00
zerbrechen	1.292 (1.08)
Die Porzellanschüssel ist zerbrochen.	0.66
Der Stab ist zerbrochen.	1.5

<sup>12</sup> Feilkes „präferentielle Bedeutung“ (s. Anm. 5) entspricht dem „ordinary content“ von Wilensky (1989): „Der ‚ordinary content‘ ist die *ausdrucksbezogene* Abstraktion und Verdichtung eines Kontextes zu einer Hintergrundtypik, auf die der Ausdruck dann auch *ohne* spezifizierten Kontext mitverweist.“ (Feilke 1994: 330 – Hervorhebungen im Original).

Dieses Ergebnis spricht wiederum dafür, dass der Leiss'sche Ansatz zu kontextnah ist, was, scheinbar paradox, Oberflächenferne bedeutet, da die idiomatische Geprägtheit des Sprachverstehens nicht mit erfasst wird. Im Grunde ist also dieser Ansatz genauso weit von dem Postulat eines Figur-Hintergrund-Zeichens und einer Common-sense-Kompetenz entfernt wie die Grammatiken der Sprache. Mit ihm können weder die Verstehenspräferenzen noch die ‚Lenkung‘ der individuellen Variationen erklärt werden. Außerdem bedeutet der Verzicht auf die Kategorien *sein*-Passiv und *sein*-Perfekt, dass man die Wortparadigmatisierung von Resultativa qua Grammatikalisierung entweder generell ausschließt oder sie nur auf abstrakt-kategorialer Ebene (und nicht auf der Ebene der einzelnen resultativen Ausdrücke) für möglich hält. Ersteres widerspricht typologischen und sprachhistorischen Erkenntnissen, Letzteres der Kontextnähe der eigenen Theorie von Leiss.

Da die Verabsolutierung weder einer rein wortbezogenen noch einer rein ausdrucksbezogenen Herangehensweise zu einem theoretisch zufriedenstellenden Ergebnis führt, liegt es nun nahe zu versuchen, die zwei Typen von Auffassungen zu versöhnen. Einen wichtigen Schritt in diese Richtung stellt die Studie über Resultativkonstruktionen von Viktor P. Litvinov und Vladimir P. Nedjalkov (1988) dar.

Litvinov/Nedjalkov plädieren dafür, die klassische Dimensionierung mit Präsens und Perfekt bzw. mit Aktiv und Zustandspassiv beizubehalten und diese um eine neue – wie sie formulieren – „kategoriale Dimension“ (1988: 15) zu ergänzen. Diese alternative Dimension ist die Eventiv-Resultativ-Opposition (1988: 5). Resultativkonstruktionen sind Konstruktionen, die einen Zustand bezeichnen, der das Resultat eines vorangehenden Vorgangs oder einer vorangehenden Handlung darstellt. Eventivkonstruktionen sind all die Formen, in die sich die Vorgänge und Handlungen, die zu einem Resultat führen können, kleiden lassen, z. B.:

- (14) a. Der Gast kommt an. (Eventiv)
- b. Der Gast ist angekommen. (Resultativ)
  
- (15) a. Der Dieb ist verhaftet worden. (Eventiv)
- b. Der Dieb ist verhaftet. (Resultativ)

Litvinov/Nedjalkov würden aber (14b) zusätzlich als *sein*-Perfekt und (15b) zusätzlich als Zustandspassiv beschreiben. Ihre alternative Dimensionierung ersetzt nicht, sondern sie überdacht die klassische Dimensionierung.

Wenn allerdings die gewählte Verbform kategorial schlecht bestimmt ist wie im Falle der labilen *sein*+Partizip II-Konstruktionen, ist die klassische Kategorisierung nicht möglich. Litvinov/Nedjalkov nennen deshalb die labilen *sein*+Partizip II-Konstruktionen „Resultative mit unbestimmter Diathese“

(Litvinov/Nedjalkov 1988: 48), d. h. Resultativa, bei denen nicht entscheidbar ist, ob sie aktivisch oder passivisch sind. Dabei könne der Kontext „eine der möglichen Diathesen aktivieren“ (Litvinov/Nedjalkov 1988: 50). Ganz im Sinne unserer Testergebnisse stellen sie fest: „Das Resultativ wird in diesen Fällen meistens als zum intransitiven Verb gehörig empfunden [. . .].“ (1988: 49) Die einschlägigen Ergebnisse der Studie von Litvinov/Nedjalkov lassen sich wie folgt zusammenfassen:

1. Sie plädieren dafür den wortparadigmatischen und den ausdrucksparadigmatischen Ansatz zu versöhnen (ohne natürlich den Begriff ‚Ausdruck‘ zu verwenden).
2. Sie erkennen die idiomatiche Geprägtheit der labilen *sein*+Partizip II-Konstruktionen, ohne allerdings erklären zu können, warum diese im Kontext meist endoaktiv sind, d. h. „meistens als zum intransitiven Verb gehörig empfunden“ werden.

Im Lichte unserer Testergebnisse lässt sich die Erklärung nachliefern: Die meisten labilen *sein*+Partizip II-Konstruktionen sind im Kontext deshalb endoaktiv, weil sie auch ohne Kontext – eben als Ausdrücke – endoaktiv sind. Die stark ausgeprägten Verstehenspräferenzen bei kontextfreien Satzskelotten zeugen davon, dass es sich nicht um *unbestimmte*, sondern um *semantisch vorbestimmte* Konstruktionen handelt.

Der theoretische Rahmen, der eine Beschreibung der strukturell offenen, jedoch idiomatisch geprägten labilen *sein*+Partizip II-Konstruktionen ermöglicht, soll mithilfe der folgenden Abbildung erläutert werden:

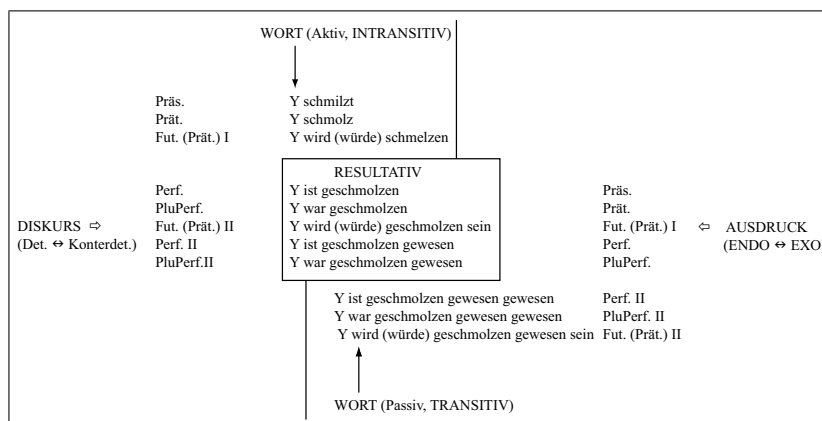


Abb. 1: Labile Verben: Wort und Ausdruck

Die Formen im Kästchen (*Y ist/war geschmolzen* usw.) stellen – vertikal gelesen – einerseits Wortformen des Intransitivums und des Transitivums dar, gleichzeitig

sind sie aber – horizontal gelesen – auch Ausdrucksformen des Resultativs. (Der resultative Ausdruck hat im Falle von *ist geschmolzen* eine endoaktive präferentielle Bedeutung.)

Der *syntagmatisch* organisierte und idiomatisch (endoaktiv) geprägte Ausdruck ist eingegliedert in zwei Wortparadigmen. Man könnte es auch so formulieren, dass der Ausdruck sekundär paradigmatisiert ist (Ágel 2003): Die Ausdrucksformen als Glieder eines sekundären Paradigmas sind integriert in die primären Wortparadigmen. Dabei stecken die Wortparadigmen *die grammatischen Grenzen des grammatisch offenen Ausdrucks* genauestens ab: Die Wortformen oberhalb und unterhalb des Kästchens gehören nur den Wortparadigmen an und sind daher strukturell geschlossen. Innerhalb dieser Grenzen gilt jedoch (im Falle der labilen Verben) nur die grammatische Kategorie des Ausdrucks (Resultativum).

Semantisch ist alles umgekehrt: Das Figur-Hintergrund-Zeichen dominiert das Wortzeichen. Es ist nämlich anzunehmen, dass die endoaktive Geprägtheit des Ausdrucks auch auf das Wort abfärbt, dass also das gesamte Paradigma des jeweiligen Wortes eine präferentielle Bedeutung aufweist. Im Falle von *schmelzen* ist also anzunehmen, dass auch das Verb endoaktiv geprägt ist. Es ist die idiomatische Geprägtheit des Ausdrucks, die zur Lexikalisierung des Wortes führt.

Die präferentiellen Bedeutungsmerkmale ‚endoaktiv‘ und ‚exoaktiv‘ sind natürlich keine minimaldistinktiven oder definitorischen semantischen Merkmale, da sie nicht Sememe, sondern die Common-sense-Relation zwischen Lesarten charakterisieren. Common-sense ist allerdings keine Common-pflicht. Individuelle oder varietätenbezogene Unterschiede sind normal. Normal ist darüber hinaus nicht nur die semantische Bestätigung, sondern auch die semantische Umpolung des jeweiligen Ausdrucks im Diskurs (Text und Gespräch). Diesen Umstand soll die linke Seite der Abbildung ausdrücken. Hier erscheint der Faktor ‚Diskurs‘. Im Diskurs kann die präferentielle Bedeutung bestätigt oder umgepolt werden. Im ersten Falle gilt die *Determinationserwartung* (Weinrich 1976: 319) als erfüllt (= „Det.“), im zweiten tritt diskursive *Konterdetermination* (Weinrich 1976: 320) ein (= „Konterdet.“). Beispielsweise ist die präferentielle Bedeutung von *ist geschmolzen* ausgeprägter als etwa die von *ist verbrannt*. M. a. W., die endoaktive Determinationserwartung ist im Falle von *ist geschmolzen* stärker ausgeprägt als im Falle von *ist verbrannt*. Daraus folgt wiederum, dass die exoaktive Konterdetermination von *ist geschmolzen* im Allgemeinen aufwendiger sein dürfte als die von *ist verbrannt*.

3.2 Unpersönliche Verben (Typus: *es klopft*)

Abschließend möchte ich kurz noch auf den Typus (11) eingehen:

(11) Es klopft/schmeckt.

Das obligatorische *es* bei diesen und anderen Verben (vgl. Eisenberg 2004: 176; *es klopft, schmeckt, brennt, blüht, taut, stinkt*) wird gewöhnlich als expletiv charakterisiert und der phorischen *es*-Verwendung gegenübergestellt:

(16) Das Buch ist vergriffen. Du kannst es nur noch im Antiquariat besorgen.

Im Gegensatz zu den Wetterverben (*es regnet, donnert* usw.) können jedoch die genannten Verben auch mit phorisch ersetzbaren substantivischen Subjekten verwendet werden:

(17) Das Mädchen klopft. → Es klopft.

(18) Das Schnitzel schmeckt. → Es schmeckt.

Folglich ist der Typus (11) analog zu den labilen *sein*+Partizip II-Konstruktionen strukturell offen. Demnach stellt sich auch die Frage, ob er idiomatisch geprägt ist.

Methodisch abgesicherte Testergebnisse liegen hierzu nicht vor, ich konnte jedoch mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Tagung einen kleinen Test durchführen. Ich bat sie, sich, ohne lange zu überlegen, für eine der möglichen Lesarten von *es klopft* bzw. *es schmeckt* zu entscheiden (oder sich eben nicht zu entscheiden):

Es klopft.

- |  |         |
|--|---------|
| (a) »Ein Kind/Mädchen . . .klopft an«<br>(persönlich, phorisches <i>es</i> ) | 0 Vpn.  |
| (b) »Irgendjemand klopft an«<br>(unpersönlich, expletives <i>es</i> )        | 8 Vpn.  |
| (c) Fraglich   | 8 Vpn.  |
| Total:   | 16 Vpn. |

Es schmeckt.

- |   |                      |
|---|----------------------|
| (a) »Das Essen/Fleisch/Brot . . .schmeckt«<br>(persönlich, phorisches <i>es</i> ) | 9 Vpn.               |
| (b) »Irgendetwas schmeckt«<br>(unpersönlich, expletives <i>es</i> )               | 4 Vpn.               |
| (c) Fraglich  | 3 Vpn.               |
| „anders“  | 1 Vpn. <sup>13</sup> |
| Total:  | 17 Vpn.              |

<sup>13</sup> Eine Vpn. wählte nicht unter den angegebenen Möglichkeiten, sondern vermerkte lakonisch „anders“. Was „anders“ heißen soll, weiß ich allerdings nicht.

Wie nicht anders zu erwarten, wurde bei *es klopft* die unpersönliche, bei *es schmeckt* jedoch die persönliche Lesart bevorzugt.

Einerseits liegt, wie erwähnt, der Vergleich mit den labilen *sein*+Partizip II-Konstruktionen nahe. Auch *es*-Ausdrücke des Typs (11) funktionieren als Figur-Hintergrund-Zeichen, auch sie sind idiomatisch geprägt. Doch sind sie im Gegensatz zu den labilen *sein*+Partizip II-Konstruktionen nicht in dem Sinne sekundär paradigmatisiert, dass sie eine Commonsense-Relation zwischen zwei Lesarten desselben Wortzeichens aufbauen, sondern in dem Sinne, dass sie eine Commonsense-Relation zwischen zwei verschiedenen Wortzeichen etablieren. Sie interagieren mit den Wortparadigmen des Verbs (= V) und des Personalpronomens (= PERS):

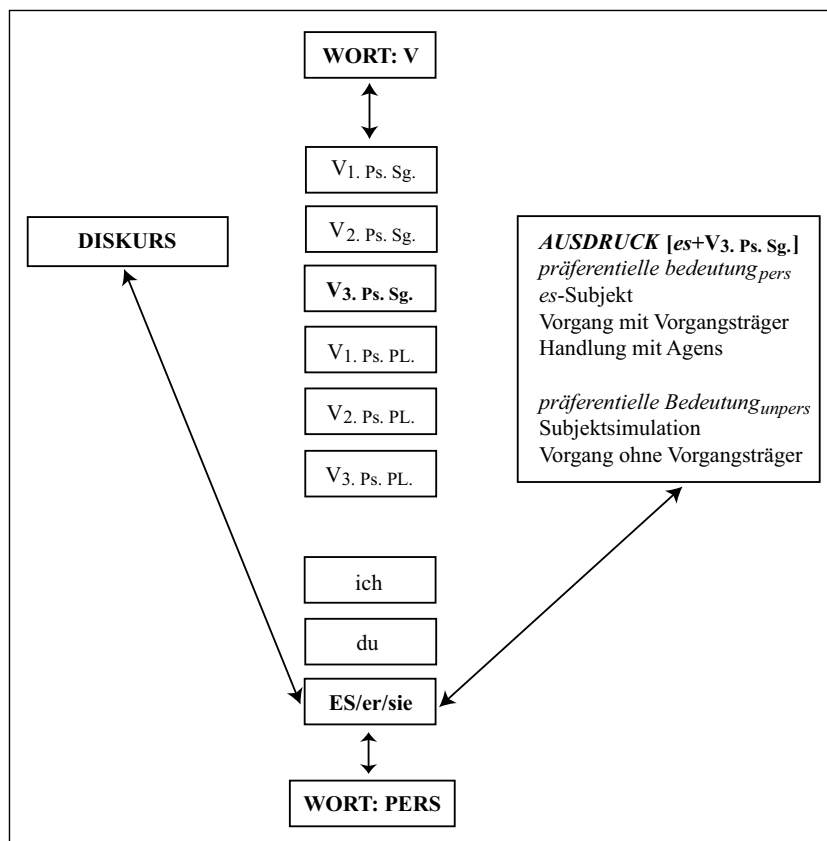


Abb. 2: *es*-Konstruktionen des Typs *es klopft/schmeckt*

Jeder *es*-Ausdruck prägt die drittpersonigen Wortformen idiomatisch (persönlich oder unpersönlich) und bringt so eine Art Ungleichheit in die Wortpara-

digmen der Verben *klopfen, schmecken, brennen, blühen, tauen, stinken* usw. *Es*-Ausdrücke mit unpersönlicher präferentieller Bedeutung steigern zusätzlich die Ungleichheit bei den Personalpronomina, indem sie das *es* idiomatisch prägen, d. h. es im Paradigma *er/sie/es* idiomatisch markieren.

Der strukturell offene Typus (11) gehört – im Gegensatz zu den Wetterverben – einer Ausdruckskategorie an, die die semantische Grenze zwischen den phorischen und den expletiven *es*-Verwendungen strukturell offen hält. Man gebraucht hier also weder ein phorisches noch ein expletives *es*, noch setzt man diese in vorhandene Strukturen ein. Die persönliche präferentielle Bedeutung entsteht also nicht durch die Realisierung eines phorischen *es*, sondern durch eine stärkere Interaktion des Ausdrucks mit dem Wortparadigma des Verbs (Wahl der dritten Person als Abwahl der ersten und zweiten) und des Personalpronomens (Wahl des *es* als Abwahl von *er, sie*). Umgekehrt entsteht die unpersönliche präferentielle Bedeutung ebenfalls nicht durch die Realisierung eines expletiven *es*, sondern durch eine schwache Interaktion des Ausdrucks mit dem Wortparadigma des Verbs (Wahl der dritten Person ohne Abwahl der ersten und zweiten) und des Personalpronomens (Wahl des *es* ohne Abwahl von *er, sie*). Möglicherweise setzt also die Beschreibung der Grammatikalisierungsübergänge zwischen den einzelnen *es*-Verwendungsweisen die Identifizierung von Ausdrücken mit präferentiellen Bedeutungen, die die Übergänge markieren, voraus (in diese Richtung argumentiert auch Czicza 2003, 2007).

### 3.3 Die neuen Typen struktureller Offenheit

Wie erwähnt, sind sowohl die labilen *sein*+Partizip II-Konstruktionen des Typs (10) als auch die *es*-Ausdrücke des Typs (11) sekundär paradigmatisiert. Während jedoch die labilen *sein*+Partizip II-Konstruktionen eine Common-sense-Relation *wortintern* – zwischen zwei Lesarten desselben Wortzeichens – aufbauen, etablieren die *es*-Ausdrücke eine Common-sense-Relation *wortextern*, indem sie mit den Wortparadigmen des Verbs und des Personalpronomens interagieren. In diesem Sinne möchte ich die an der strukturellen Offenheit von (10) und (11) beteiligten grammatischen Verfahren *wortinterne* und *wortexterne sekundäre Paradigmatisierung* nennen. Entsprechend lässt sich Tabelle 1 (cf. Abschnitt 2) durch Tabelle 6 ergänzen:



Tab. 6: Die neuen Typen struktureller Offenheit

offen →	mit Prosodie	durch virtuelles Apokoinu	durch grammatische Merkmale oder Verfahren wie
(10) Das Gold ist geschmolzen.	+	–	wortinterne sekundäre Parigmatisierung
(11) Es klopft/schmeckt.	+	–	wortexterne sekundäre Parigmatisierung

## Literaturverzeichnis

- Ágel, Vilmos (1993): „Gebt endlich die Grenze zwischen Wortbildung und Syntax frei! Aktiv und Passiv in der deutschen Nominalphrase.“ – In: Deutsche Sprache 21, 128–142.
- Ágel, Vilmos (2003): „Wort- und Ausdrucksvalenz(träger).“ – In: Cornell, Alan et al. (Hgg.): Valency in Practice/Valenz in der Praxis. Oxford: Lang, 17–36.
- Ágel, Vilmos (2004): „Phraseologismus als (valenz)syntaktischer Normalfall.“ – In: Steyer, Kathrin (Hg.): Wortverbindungen – mehr oder weniger fest. Jahrbuch 2003 des Instituts für Deutsche Sprache. Berlin: de Gruyter, 65–86.
- Bader, Markus et al. (2000): „Syntaktische Funktions-Ambiguitäten im Deutschen – ein Überblick.“ – In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 19, 34–102.
- Chomsky, Noam (1969): Aspekte der Syntax-Theorie. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Coseriu, Eugenio (1988): Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. – Tübingen: Francke.
- Coseriu, Eugenio (1988a): Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft. – Tübingen: Francke.
- Czicza, Dániel (2003): „Theoretische Überlegungen zu einer möglichen Neuorientierung in der es-Forschung.“ – In: Németh, Attila (Hg.): Linguistische Beiträge ungarischer Nachwuchsgermanisten. Referate der I. Linguistischen Tagung ungarischer Nachwuchsgermanisten an der Universität Veszprém vom 28.–29. März 2003. Veszprém/Wien, 25–49.
- Czicza, Dániel (2007): „ES-constructions.“ – In: Balaskó, Mária/Szatmári, Petra (Hgg.): Sprach- und Literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESUS in Szombathely, 12.–14. Mai 2004. München: Lincom, 305–318.
- Dürscheid, Christa (1991): Modelle der Satzanalyse. – Hürth-Efferen: Gabel (KLAGE 26).
- Eisenberg, Peter (1977): „Zum Begriff der syntaktischen Mehrdeutigkeit.“ – In: Linguistische Berichte 48, 28–46.
- Eisenberg, Peter (2004): Grundriss der deutschen Grammatik, Bd. 1: Das Wort. Bd. 2: Der Satz. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. – Stuttgart: Metzler.

- Feilke, Helmut (1994): Common sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie des „sympathischen“ und „natürlichen“ Meinens und Verstehens. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Feilke, Helmut (1996): Sprache als soziale Gestalt, Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Feilke, Helmut (1998): „Idiomatische Prägung.“ – In: Barz, Ingrid/Öhlschläger, Günther (Hgg.): Zwischen Grammatik und Lexikon. Tübingen: Niemeyer, 69–80.
- Feilke, Helmut (2004): „Kontext – Zeichen – Kompetenz. Wortverbindungen unter sprachtheoretischem Aspekt.“ – In: Steyer, Kathrin (Hg.): Wortverbindungen – mehr oder weniger fest. Jahrbuch 2003 des Instituts für Deutsche Sprache. Berlin: de Gruyter, 41–64.
- Féry, Caroline (2006): „Laute und leise Prosodie.“ – In: Blühdorn, Hardarik et al. (Hgg.): Text – Verstehen. Grammatik und darüber hinaus. Jahrbuch 2005 des Instituts für Deutsche Sprache. Berlin: de Gruyter, 164–183.
- Haspelmath, Martin (1993): „More on the typology of inchoative/causative alternations.“ – In: Comrie, Bernard/Polinsky, Maria (eds.): Causatives and transitivity. Amsterdam: John Benjamins, 87–120.
- Keller, Rudi (1995): Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens. – Tübingen: Francke.
- Knobloch, Clemens (2005): „Sprachverstehen“ und „Redeverstehen“. – In: Sprachreport 21/1, 5–15.
- Krämer, Sybille (2002): „Sprache und Sprechen oder: Wie sinnvoll ist die Unterscheidung zwischen einem Schema und seinem Gebrauch?“ – In: Krämer, Sybille/König, Ekkehard (Hgg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 97–125.
- Leiss, Elisabeth (1992): Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung. – Berlin: de Gruyter.
- Litvinov, Viktor P./Nedjalkov, Vladimir P. (1988): Resultativkonstruktionen im Deutschen. – Tübingen: Narr.
- Schwitalla, Johannes (1997): Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung. – Berlin: Schmidt.
- Stein, Stephan (1995): Formelhafte Sprache. Untersuchungen zu ihren pragmatischen und kognitiven Funktionen im gegenwärtigen Deutsch. – Frankfurt a. M.: Lang.
- Vater, Heinz (2001): Einführung in die Textlinguistik. Struktur und Verstehen von Texten. – München: Fink.
- Weinrich, Harald (1976): „Allgemeine Semantik der Metapher.“ – In: Harald Weinrich: Sprache in Texten. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, 317–327. [Erstveröffentlichung 1967 als „Semantik der Metapher“]
- Wilensky, Robert (1989): „Primal content and actual content. An antidote to literal meaning.“ – In: Journal of Pragmatics 13, 163–186.